

Nr. 202 Bromberg, den 5. September 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

7.

Als Diane sich endlich aus Olivers Armen löste, war ihr ganzes Wesen wie umgewandelt. Alles Trennende schien mit einmal verschwunden.

Sie schob ihren Arm vertraulich unter den seinen und zog ihn mit sich. — „Komm, wir müssen jetzt Großmutter sagen, daß du hier bist. Alle anderen sind fort; niemand aus Goumas wird dich sehen." Und sie schmiegte im Gehen ihren Kopf an seine Schulter, als seien sie seit langem Liebesleute.

Oliver schritt wie im Traum dahin. Er konnte diese plötzliche Wandlung kaum fassen. Es dauerte lange, bis er Worte fand, und die waren dann ein wenig lächerlich: „Bist du mir auch nicht böse, Diane, daß ich doch gekommen bin?"

„Ja, furchtbar; das mußt du doch merken."

„Liebst du mich, Diane?"

„Noch nie hat ein Mensch etwas Einfältigeres gefragt!" rief sie lachend und warf sich wieder an seine Brust. „Küsse mich! — Nein, wir müssen jetzt vernünftig sein. Komm! — Komm! — Und nun sag' schnell: hat niemand in Port au Prince etwas gemerkt?"

„Nein, alle denken, ich sei nach Santo Domingo gefahren", versicherte Oliver, während sie auf den jetzt menschenleeren Tanzplatz hinaustraten.

Die niedergebrannten Fackeln gaben noch etwas Licht. Entzückt blickte Oliver auf Diane und ließ dann seine Finger zärtlich über ihre nackte Schulter gleiten. „Wie schön du so aussiehst, Diane! Noch viel schöner als in Port au Prince!"

Erst jetzt schien sie sich ihrer mangelhaften Bekleidung bewußt zu werden. Sie riß erschrocken das Tuch von der Schulter, um sich hineinzuhüllen.

„Aber, Diane, jetzt ist deine Zivilisation ja doch nicht mehr zu retten!" rief Oliver lachend. Und von plötzlichem Übermut gepackt, hob er sie auf seine Arme und wirbelte mit ihr herum, bis er ins Taumeln kam.

„Ja, du hast recht!" sagte Diane, als er sie wieder auf die Füße setzte. „An diese afrikanischen Zustände mußt du dich hier sowieso gewöhnen. Ich habe dir ja gleich gesagt, daß wir zwei verschiedenen Welten angehören."

„Aber unsere Liebe wird eine feste Brücke von der einen zur anderen schlagen. Glaubst du nicht, Diane?"

„Ich hoffe es, Oliver. Aber dazu muß sie sehr, sehr groß sein."

„Das ist sie, Diane!" Er riß sie von neuem an sich.

„So, nun mußt du einmal vernünftig sein und zuhören", mahnte sie, als er sie endlich wieder freigab. „Du darfst nicht länger als einen oder höchstens zwei Tage hier bleiben. So lange wird hoffentlich niemand aus Goumas hierher kommen."

„Wenigstens drei Tage, Diane!" bat Oliver. „In fünf Tagen legt mein Dampfer wieder in Jacmel an, auf der Rückfahrt nach Port au Prince. Ich kann ihn dann gerade noch erreichen."

„Wir werden hören, was Großmutter dazu meint."

„Wird sie denn deinem Vater nichts verraten?"

„Großmutter wird nichts tun, was mir Kummer oder Unannehmlichkeiten macht."

„Und euer Diener, der alte Tristan?"

„Der hat mich doch nur hierher begleitet und ist dann gleich wieder nach Port au Prince zurückgekehrt."

„Wer wohnt denn sonst noch hier?"

„Nur noch ein Junge und zwei Mädels, zur Bedienung meiner Großmutter. Die wagen nicht zu schwatzen, wenn Großmutter es ihnen verbietet."

„Weshalb meinst du das?" fragte Oliver lauernd. „Haben sie denn solche Angst vor einer alten Frau?"

Da blieb Diane wieder stehen. „Oliver! Du mußt nun die Wahrheit wissen. Wenn sie dir mißfällt oder dich gar erschreckt, so gehe morgen früh wieder fort von hier, und wir wollen diesen Abend vergessen."

„Diane! Was sagst du da! Nie wieder gehe ich von dir!"

„Gut! Dann höre zu: Meine Großmutter, Mama Zouzou genannt, ist eine mächtige und kluge Frau. Sie ist eine Oberpriesterin des Wudu — von den Guten geliebt und von den Bösen gefürchtet. Sie kann auch Krankheiten heilen, die sonst als unheilbar gelten. Sogar André, als moderner Arzt, hat höchste Bewunderung für ihre Kunst und ihre Klugheit."

„Und was treibt sie hier oben in dieser Einsamkeit?"

„Hier oben steht ein besonders schöner Houmfort. Und Großmutter ist die Priesterin, die Mamaloi dieses Wudu-Tempels. — Außer dem Tempel ist hier nur noch ihre Hütte. Großmutter lebt sehr einsam. An der Küste ist sie nur zweimal im Leben gewesen. Sie kennt fast nichts von der Welt als diese Wildnis. Aber sie ist klüger als alle Leute in Haiti."

Oliver schüttelte ganz verwirrt den Kopf. „Aber Diane, du glaubst doch nicht etwa selbst an den Wudu-Hokuspokus?"

„Was sagst du da? Hokuspokus? — Was fällt dir ein?"

„Ich denke, du bist Christin?"

„Natürlich — und Großmutter auch."

„Aber dann könnt ihr doch nicht Wudu-Anhänger sein!"

„Natürlich! — Aber das verstehst du nicht, Oliver."

Sie näherten sich jetzt einer niedrigen, aber ziemlich langen Hütte.

„Das ist Großmutters Haus", erklärte Diane. „Dahinter liegt nur noch ein kleiner Schuppen für die Diener."

„Und wo soll ich schlafen? — Doch nicht etwa im Houmfort?" versuchte Oliver zu scherzen, um den unheimlichen Eindruck der Umgebung zu überwinden.

„Weshalb nicht? — Aber in Großmutters Hütte sind ja drei große Räume. Ich mache dir in einem ein Lager zurecht."

„Und wo ist der Tempel?" Oliver blickte forschend umher.

„Dort hinter den Bäumen. Du wirst ihn morgen sehen."

„Ist das einem Weißen erlaubt?"

„Weshalb nicht? Wenn er keine Anschläge plant —"

Sie waren jetzt nur noch zwei Schritte von der Hütte entfernt. Da öffnete sich die Tür. Eine sehr große und

magere Gestalt in einem langen feuerroten Hemd trat auf die Schwelle. In der Rechten trug sie eine Öllampe, und nun hob sie den knochigen schwarzen Arm, um den Ankömmling zu betrachten. Der Schein der Lampe fiel auf ihr Gesicht, das unter dem schneeweißen Wollhaar so schwarz wie Kohle wirkte.

Oliver Barring war zurückgeprallt. Er hatte eine behäbige Negerin in bauschigen Röcken zu sehen erwartet, eine haitianische Kleinbürgerin von dem Typ, den er aus Port au Prince kannte. Nun aber stand diese unheimliche Erscheinung, gleich einem Geist, vor ihm. Und als sie ihren Blick auf ihn richtete, überlief ihn ein Schauder. Noch nie hatte er ähnliche Augen gesehen: sie hatten etwas Stechendes, Durchbohrendes, gleich scharfen Dolchen, das umgebende Weiß schien ungeheuer groß und leuchtend; dabei war es von blutroten Äderchen durchzogen.

„Ich wußte, daß du kommen würdest", sagte die Greisin jetzt ohne weitere Begrüßung auf Kreolisch. Ihre Stimme klang erstaunlich jung und hatte den gleichen warmen Klang wie die von Joseph und Diane. „Du bist verliebt in die Tochter meines Sohnes?" fuhr die Alte fort. „Auch dagegen sind Kräuter gewachsen. Willst du, daß ich dir morgen zum Frühstück einen Trank daraus mache? Dann bist du deine Liebe los."

Oliver fühlte, daß ihm die Knie zitterten, und schämte sich zugleich seiner kindischen Furcht. Er brachte kein Wort heraus, doch als Antwort machte er eine energisch abwehrende Bewegung.

„Du willst dich also deiner Liebe zu Diane freuen?" sagte die Priesterin, und ein gutes Lächeln ging über ihr runzeliges schwarzes Gesicht. „Nun gut, du hast entschieden! — So tritt nun ein und sei mein Gast! Und du sollst gesegnet sein! Damballa und Leghba und Maitresse Esilee sollen dich schützen und dein Leben froh machen, wenn du in guter Absicht kommst und die Kraft hast, gut zu bleiben. Doch wenn du in böser Absicht gekommen bist oder zu schwach bist, um dem Bösen zu widerstehen — und wenn du mein Enkelkind unglücklich machst, dann..." — die Greisin senkte die Stimme zu einem dumpfen Grollen — „dann sollst du verflucht sein! Und Ougounbadagris soll dich verfolgen und quälen, und auch nach dem Tode sollst du bei Baron Samedi, dem Herrscher über die Abgeschiedenen, keine Ruhe finden, und er soll dich ausliefern an deine Peiniger! So sei es!" Sie holte tief Atem und schloß freundlich: „Und nun tritt ein! Sei gut und freue dich, daß die Erde schön ist und du auf ihr wandeln darfst." —

*

Am anderen Morgen war es Oliver Barring, als habe er die drohenden Worte der alten Wudupriesterin nur geträumt. Mama Zouzou erschien ihm gar nicht mehr unheimlich. Sie zeigte sich freundlich, von scharfem Verstand und von einem so treffenden Witz, daß Oliver während des Frühstücks kaum aus dem Lachen über ihre originellen Bemerkungen herauskam. —

Während man noch bei der Mahlzeit saß, erschien der Junge aus Goumas und brachte Olivers Pony. Diane ging ihm ein paar Schritte entgegen, lohnte ihn ab und sagte: „Es ist gut, daß du gekommen bist, denn der Fremde will weiterreiten." Und als der Junge neugierig fragte, wer der Weiße sei und was er wolle, erwiderte Diane: „Ich kenne ihn nicht und habe noch kein Wort mit ihm gesprochen. Ich weiß nur, daß er von Jacmel gekommen ist, um von Großmutter ein Ouanga gegen irgendeine Krankheit zu erbitten." — Das leuchtete dem Jungen ein, und er ging, ohne Verdacht zu schöpfen, daß der Besuch des Fremden mit Dianes Person in Zusammenhang stehe. —

Es wurden drei herrliche Tage, die Diane und Oliver verlebten. Sie streiften tagsüber durch die Berge und Wälder. Diane nannte ihm die Namen der Bäume und Sträucher und erklärte ihm die heilsame oder zauberhafte Wirkung der verschiedenen Kräuter. Sie verstand es, seltsame Tiere aufzuspüren: bunte Kolibris und Papageien, prachtvolle Schmetterlinge und Käfer, riesige Eidechsen, die in einer Sekunde ihr schillerndes Blau und Orange in schützendes Grau verwandeln konnten. Aber auch scheußliche Skorpione, Spinnen und Tausendfüßler zeigte sie ihm und lehrte ihn, wie man sich am besten vor näherer Bekanntschaft mit ihnen schützte. Sie wußte in den Wäldern besser Bescheid als in der Stadt, denn wenn sie bei der Großmutter zu Besuch war, durfte sie frei umherstreifen, während sie in Port au Prince kaum über den gepflegten Park hinauskam.

Trotz ihrer siebzehn Jahre erschien sie Oliver in ihrer Reinheit und harmlosen Verspieltheit oft wie ein Kind. Nur wenn sie sich küßten, erwachte in ihr für Augenblicke die Leidenschaft einer Frau.

Sie erzählte Oliver auch die Geschichte ihrer Herkunft: Ihre Großmutter war nie nach europäischer Sitte verheiratet gewesen. Sie hatte als ganz junges Mädchen hier im bergigen Urwald eine kurze freie Ehe geführt, die von ihr ebenso schnell wieder gelöst wurde, wie sie geschlossen war. Der Mann war ein Spanier aus der Nachbar-Republik Santo Domingo gewesen. Das einzige Kind, das aus diesem kurzen Bunde stammte, war Napoleon Touzard. Er war schon als sehr junger Mensch nach Port au Prince gegangen und dort durch Fleiß und Ausdauer schnell zu Geld gekommen. Die Krönung seines unentwegten Vordringens zu Zivilisation und Europäertum war dann seine Ehe mit einer reinblütigen Weißen gewesen, einer sanften blonden normannischen Französin, die das Schicksal nach Haiti verschlagen hatte. Die Hautfarbe der Mutter hatte nur André geerbt, während Joseph in dieser Beziehung nach seinem Vater und Diane nach ihrer Großmutter geschlagen war.

Auch vom Wudu, seinen Göttern, Symbolen und Riten erzählte Diane. Und immer wieder war es Oliver unfaßbar, wie sie ihr Christentum ohne Schwierigkeit mit diesem heidnischen afrikanischen Kult vereinen zu können glaubte. —

Eines Tages, als man gerade bei der Mahlzeit in Mama Zouzous Hütte saß, sah Diane einen Neger mit einer Ziege kommen. Es gelang noch rechtzeitig, Oliver vor ihm zu verstecken.

Vom Nebenraum aus hörte er dann die lebhaft berichtende Stimme dieses Mannes, konnte aber kaum etwas verstehen.

Als der Neger endlich gegangen und Oliver wieder mit Diane allein war, sagte sie:

„Es scheint wieder Revolution zu geben."

„Wo? Hier in Haiti?"

„Ja, — der Mann, der eben hier war, brachte neue Nachrichten darüber mit. Aber du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Für die Unbeteiligten besteht da keinerlei Gefahr; nur für die Regierung und ihre ausgesprochenen Anhänger, falls die Sache gelingt — und für die Revolutionäre und ihren Anhang, falls der Aufstand fehlschlägt."

„Wer hat denn diese Bewegung angezettelt — und aus welchem Grunde?" erkundigte sich Oliver.

„Ein Minister der früheren Regierung. Es handelt sich wohl nur um persönliche Machtfragen."

„Und auf wessen Seite stehen dein Vater und deine Brüder?"

„Gott sei Dank auf keiner von beiden. Sie wollen ihre Ruhe haben und ihrer Arbeit nachgehen. — Übrigens wird der Aufstand wohl bald unterdrückt sein. Wie der Mann erzählte, hat Präsident Sam den Revolutionären schon Regierungstruppen entgegengeschickt — unter dem Kommando von Escandon. Der wird's schon schaffen!"

Oliver fühlte sich durch Dianes Vertrauen auf die Tüchtigkeit des schwarzen Generals verstimmt. „Kennst du Escandon eigentlich näher?" fragte er, sich gleichgültig stellend.

„Nein, nur flüchtig. Aber er soll ein sehr tapferer Mann sein, was man nicht von allen unseren Offizieren behaupten kann." — Diane sagte es so unbefangen, daß Oliver den Eindruck gewann, sie wisse überhaupt nichts von des Generals Bemühungen bei ihrem Vater. —

Die Ziege, die der Neger zurückgelassen hatte, stieß jetzt ein lautes Meckern aus.

Oliver schaute flüchtig hin. „Ihr habt das Tier dem Mann wohl abgekauft?"

„Nein, es ist ein Geschenk an den Tempel", erwiderte Diane. „Der Mann hatte eine schwere Krankheit. Großmutter hat ihn wieder ganz gesund gemacht. Aus Dankbarkeit hat er ein Opfertier für den nächsten Petro-Service gebracht."

(Fortsetzung folgt.)

Die Hölle von Tokio.

Von E. Conz-Tokio.

Die Fieberschauer der Inflation hatten in Deutschland fast ihren Höhepunkt erreicht, als der Draht aus Japan meldete: „Erdbebenkatastrophe von ungeheuren Ausmaßen. Feuersbrunst vernichtet Tokio. Zehntausende von Opfern."

Obwohl wir mit unseren eigenen Sorgen vollauf zu tun hatten, weckten doch die Schreckensnachrichten aus Japan auch bei uns einen derartigen Widerhall, daß die Erinnerung an die Katastrophe, die das ostasiatische Inselreich am 1. September 1923 heimsuchte, noch wach geblieben ist.

Aus Berichten von Augenzeugen wissen wir, daß es ein ausnehmend heißer Tag war. Die sonst belebten Straßen der japanischen Hauptstadt lagen fast verödet in der Mittagsglut. Ein Bericht aus jener Zeit, von einem damals zehnjährigen Mädchen geschrieben, schildert in packender Schlichtheit das Fürchterliche. Das Kind befand sich mit einer Freundin auf dem Heimweg von der Schule. Plötzlich begann die Straße zu schwanken. Ziegel fielen von den Häusern. Die Kinder rannten instinktiv in die Mitte der breiten Straße. Ein zweiter Stoß warf die Gebäude wie Kartenhäuser um. Aus den Läden flüchteten die Menschen und wurden von den Trümmern zu Dutzenden erschlagen. Dann stiegen plötzlich aus den Trümmern Rauchwolken auf. Die Stadt schien an allen Ecken zu brennen. Über die Trümmer hinweg suchten die Kinder das Elternhaus des einen Mädchens zu erreichen. Das Erdgeschoß stand noch, doch die Bewohner schienen geflüchtet zu sein. Die Kinder sahen sich ratlos an. Dann meinte das eine: „Wir wollen nach Hifukuscho gehen. Dort kann das Feuer uns nichts anhaben." Jedes der Mädchen holte sich eine Decke aus dem verlassenen Haus, um sich vor den Flammen zu schützen.

So erreichten sie den freien Platz, auf dem während des Krieges das Militärzeugamt Hifukuscho gestanden hatte. Sie setzten sich ins Gras und sahen den Rauchwolken zu, die ringsum aus den Haustrümmern aufstiegen. Dann kamen immer mehr Erwachsene, die hier Schutz vor den Flammen suchten. Schließlich war der Platz schwarz von Menschen.

Doch dann wurde die Luft immer schwerer, der Rauch kam herüber. Wie ein sengender Sturmwind floß die Hitze in die Lücke zwischen den flammenden Ruinen. Funken sprühten herüber, flackernde Stoffetzen, brennendes Papier flog unter die Engzusammengekauerten. Die Kinder suchten sich mit ihren Decken dagegen zu schützen. Und dann sahen sie, ohne es zunächst recht zu begreifen, wie hier und dort ein Erwachsener nach der Brust griff, als wollte er sich die Kleider vom Leib reißen und sich Luft verschaffen, und dann lautlos zur Seite fiel. Erst als eine Frau mit ihrem Kind an der Brust auf ihre Füße sank und regungslos liegen blieb, wußten die Mädchen: Der Tod hielt Ernte. Die Menschen erstickten.

Und dann geschah etwas Seltsames. Von den gewaltigen heißen Luftwirbeln, die sich über dem Platz gebildet hatten, wurden Decken, Kleidungsstücke, Kinder emporgehoben und fortgetragen. Verständnislos starrte das Mädchen, das den Bericht gab, seiner Freundin nach, als diese in den wirbelnden schwarzen Rauchwolken verschwand. Dann fühlte es sich selbst plötzlich emporgehoben, als packte eine unsichtbare Riesenfaust seine Haare. Es verlor die Besinnung.

Als das Mädchen wieder erwachte, lag es im schlammigen Wasser eines Parktümpels, zwischen Dutzenden von Menschen, die hier Zuflucht gesucht und den Tod gefunden hatten. Es war zu schwach, um aufstehen zu können, obwohl die Hitze nachließ.

Als schließlich der Tag dämmerte, kam ein Junge am Tümpel vorbei. Er sah das Mädchen, das allein unter den Toten lebte, und gab ihm aus einer Flasche übelschmeckendes Wasser zu trinken. Dann half er dem Kind, sich aufzurichten, und schwankend suchte es einen Weg aus der Stadt.

Dann glaubte das Mädchen zu träumen. Es stand vor seiner Freundin, die der Luftwirbel unversehrt in einen anderen Teil des Parkes getragen hatte. Gemeinsam verließen die Kinder die tote Stadt, um in einem Vorort Aufnahme bei Hilfsbereiten zu finden. Von ihren Eltern hörten beide nichts wieder.

Das Erdbeben und das Feuer vom 1. September 1923 haben Zehntausende von Kindern zu Waisen gemacht. 125 000 Menschenleben fielen der furchtbaren Katastrophe zum Opfer. 45 000 starben allein engzusammengedrängt im Höllenbrand von Hifukuscho. Fast die ganze Stadt war vernichtet. Zehntausende von Menschen wissen heute noch nicht, wo ihre Angehörigen dem Wüten der Elemente erlagen. Über tausend Unmündige, deren Namen man nicht einmal kennt, stehen in der Obhut des Staates. Unter ihnen sind manche, deren Eltern noch leben, ohne zu wissen, ob sich unter diesen Geretteten ihre verschollenen Kinder befinden. Die Hölle von Tokio wird in der Erinnerung des japanischen Volkes stets lebendig bleiben.

Heute erinnert so gut wie nichts mehr an die Katastrophe, die Tokio zerstörte. Die Stadt ist wie ein Phönix aus den Trümmern neu erstanden. Sie hat ein völlig verändertes Gesicht erhalten. Die Holzhäuser sind fast ganz verschwunden. Sie mußten großen Gebäuden mit Stahlgerippen weichen, die als erdbebenfest gelten.

Aus der Stätte des Schreckens, aus dem Platz von Hifukuscho, ist ein Park geworden, der den Japanern als Heiligtum gilt. In seiner Mitte erinnert ein Turm an die Opfer. Die Gruft der ihm vorgebauten Tempelhalle birgt in Porzellanurnen die Asche der 45 000 Menschen, die hier starben.

Kleines Glück.

Skizze von Ida Madlen Krog.

Einige Sekunden hatte der junge Mann unentschlossen gezögert, dann wurde er von der nachdrängenden Menge in das Lokal geschoben. Beliebte Filmschauspieler verkauften Lose zu wohltätigen Zwecken und gaben Autogramme. Auch sie war da, die Allerschönste, Vergötterte, Gloria! Huldvoll lächelnd thronte sie da und schien doch auf geheimnisvolle Weise der Menge entrückt wie ein fernes Idol.

Er vermochte kein Wort hervorzubringen und hielt ihr nur stumm sein Los hin. Sie bemerkte das Zittern seiner Hände, blickte in sein Gesicht, und für einen Augenblick wich das etwas maskenhafte Lächeln einem Ausdruck einfacher Herzlichkeit. „Ich wünsche Ihnen Glück, ein ganz großes Glück", sagte sie leise mit ihrer schönen, musikalischen Stimme.

„Oh", stotterte er blutübergossen, „danke vielmals, ich —" weiter kam er nicht, wurde von ungeduldig Wartenden abgedrängt und kam sich vor wie der größte Tölpel der Welt.

Als kostbaren Schatz trug er das Los mit ihrer Unterschrift und schritt dem Ausgang zu. Ein heftiger Anprall entriß ihn seiner Versunkenheit. Sein Los war dabei etwas zerknittert worden, und das erfüllte ihn mit sinnloser Wut. „Können Sie denn nicht aufpassen?" schrie er erbost.

„Aufpassen ist gut", kam es prompt von einem kräftig und frisch aussehenden Mädchen, „wo Sie mich halb tottreten! Schöne Manieren hat die heutige Jugend." Die Angerempelte lachte schon wieder und bückte sich nach ihrem heruntergefallenen Täschchen. Er hob es auf, lüftete den Hut und war draußen.

In den nahen Anlagen setzte er sich auf eine Bank und glättete liebevoll das Los. Bald erschien auch das junge Mädchen von vorhin, und da nichts anderes frei war, nahm die Fremde achselzuckend neben ihm Platz.

„Verzeihen Sie meine Unhöflichkeit von vorhin, ich war sehr zerstreut", versuchte er sich zu entschuldigen.

„Längst verschmerzt", beruhigte sie ihn lächelnd. „Sie waren eben ganz benommen von der schönen Gloria. Habe ich recht?"

„Nun, eine bildschöne Frau ist sie schon", gab er mit gespielter Überlegenheit zu. „Sie hat übrigens mit mir gesprochen und mir Glück gewünscht, das ganz große Glück!"

„Soso, „das ganz große Glück", äffte sie ihm nach, darauf würde ich an Ihrer Stelle nicht viel geben. Klappern gehört zum Handwerk, das ist alles Reklame und die Schönheit zum großen Teil Malerei."

„Versuchen Sie doch, ob Sie mit Malerei so eine klassische Nase bekommen", sagte er boshaft und schielte vielsagend auf ihre allerdings sehr alltägliche Stupsnase.

„Nur nicht so bissig! Ich gönne jedem die Nase, die er hat", wehrte sie gutmütig ab. „Ich hätte ja gern ein Autogramm von Warholt gehabt, das ist nun mein Ideal, aber leider war er nicht da. So habe ich den dicken Komiker unterschreiben lassen. Der hat zwar keine klassische Nase, aber vielleicht bringt gerade er mir das große Glück!"

Ein altes Männchen neben ihnen begann zu kichern. „Ich höre Ihnen schon die ganze Zeit zu“, sagte es mit dünner Fistelstimme, „und ich sehe, die Jugend bleibt sich immer gleich. Redet und träumt immer noch von dem großen Glück. Das kommt aber nie, man jagt ihm nach und versäumt dabei das kleine. Das kleine Glück, liebe, junge Leute, das wärmt und macht froh. Ihr werdet es nicht glauben, aber es ist schon so.“ Damit stand der Alte auf, nickte freundlich und ging.

„Na“, sagte der junge Mann nach einer etwas verlegenen Pause, „das war ein komischer Kauz, mit seinem kleinen Glück.“

„Ach ich weiß nicht“, meinte sie nachdenklich, „eigentlich war er doch ganz nett, der Alte.“ — —

Der graue Alltag mit seinen Nöten verschluckte wieder die jungen Leute. Kein Filmmärchen wurde Wahrheit, und das große Los bekamen immer andere. Aber ganz leer gingen sie doch nicht aus. Auf das Los mit der Unterschrift der schönen Gloria fielen ein paar hundert Mark. Für einen bescheidenen Studenten immerhin ein kleines Wunder. Man konnte sich einen lange gehegten Wunsch erfüllen und ein Paddelboot kaufen.

„Ich bin ja so gespannt“, sagte das junge Mädchen, das zum erstenmal mitfahren sollte. „Wie heißt es denn?“

„Sie werden ja sehen“, wich er verlegen aus. „Vielleicht lachen Sie darüber, es war eben so ein Einfall von mir.“

Als er dann die Schutzdecke abhob, las sie: „Kleines Glück“.

Mißtrauisch schielte er sie an. Wenn sie nun wirklich lachte, war alles verdorben. Aber sie lachte nicht. „Das finde ich aber wirklich riesig nett“, sagte sie herzlich. „Wissen Sie, ich habe noch oft an den Alten denken müssen.“

Na also! Eigentlich war das doch ein Staatsmädel. Im Boot war sie goldrichtig, so frisch und sonnverbrannt, so ein lustiger Kamerad. Plötzlich wurde er unbändig froh und lachte.

„Na, was erheitert Sie denn so?“ wollte sie wissen.

„Ich dachte eben daran, daß ich mir die wunderschöne Gloria eigentlich nicht hier im Boot vorstellen kann. Da sind Sie mir offen gestanden lieber.“

„Ich platze vor Stolz“, behauptete sie, legte aber dann ihr Gesicht in düstere Falten, „aber da ist diese Sache mit Warholt.“

„Mit Warholt? Was für eine Sache?“ Runzelstirn, grollender Baß. Das Mädel im Boot betrachtete ihn eingehend und liebevoll und sagte dann langsam: „Ich meine ja bloß — dieser Warholt kann mir gestohlen werden.“

Hurra, Hurra! Alles in Ordnung, die Welt ist schön!

Zwei junge Leute in einem kleinen Boot auf einem großen See, über ihnen der blaue Sommerhimmel, was braucht es mehr?



Bunte Chronik



Das geht zu weit!

Die hohen Stadtväter eines kleinen amerikanischen Badeortes befinden sich in arger Verlegenheit. Da die Stadt augenblicklich unter einer unerträglichen Hitzewelle zu leiden hat, sind viele Einwohner auf den genialen Gedanken gekommen, sich von den beengenden Kleidungsstücken zu befreien. So kann man in den Straßen Männer mit entblößtem Oberkörper bewundern, die unbekümmert ihre behaarte Heldenbrust spazieren führen, und Damen, die im tief dekolletierten Strandanzug ihre Einkäufe machen. Die übrigen Einwohner scheint das wenig zu stören, aber die Stadtväter beriefen eine sofortige Sitzung ein, um über die Abstellung dieser unmöglichen Zustände zu beraten. „Heißes Wetter ist keine Entschuldigung für Schamlosigkeit“, betonte der Bürgermeister. „Ich habe nichts dagegen, wenn Menschen am Strande so herumlaufen“, stimmte ein anderer zu, „aber daß halbnackte Männer in den Straßen spazieren gehen, das geht doch wirklich zu weit!“ „Meiner Ansicht nach besteht ein Gesetz“, ließ sich ein anderer Ratsherr vernehmen, indem er sich stöhnend den Schweiß von der Stirn wischte, „welches vorschreibt, daß ein anständiger Mensch wenigstens vom Hals bis zu den Knien bekleidet sein muß. Wo sollen diese Zustände hinführen! Wenn das so weiter geht, laufen die Menschen in ein paar Jahren im Adamskostüm herum!“ Das geht zu weit! So lautete die einmütige Ansicht. Aber man wollte auch nicht gerade in den Ruf kommen, die unfreieste Stadt der Vereinigten Staaten zu sein und sich durch ein strenges Verbot vielleicht allgemeinem Gelächter auszusetzen. Die hohe Versammlung beschloß, vorläufig nichts zu unternehmen, bis man das fragliche Gesetz gefunden hat. Vielleicht hat auch der Wettergott mit den armen, gequälten Stadtvätern ein Einsehen und nimmt die Hitzewelle so bald wie möglich von der schwergeprüften Stadt.

*

Ein Prophet der schwarzen Rasse.

Der Neger Paul Robeson, der in den Vereinigten Staaten durch verschiedene Bücher bekannt geworden ist, hat jetzt einen großen Aufruf an seine schwarzen Rassegenossen erlassen, in dem er sie auffordert, der Bedeutung ihrer Rasse eingedenk zu sein. Robeson hat erklärt, daß er als sein Lebenswerk die Aufgabe betrachte, die amerikanischen Neger zum Selbstbewußtsein, zur Besinnung auf ihre eigene Kultur zu erziehen. Diese Aufgabe gedenkt er im Rahmen eines von ihm selbst aufgestellten „Fünf-Jahres-Plans“ zu bewältigen. Durch Vorträge, Filme, Theaterstücke, Bücher will er immer von neuem darauf hinweisen, daß die Neger eine eigene, nach seiner Ansicht hoch entwickelte Kultur besitzen, daß sie es nicht nötig haben, die Weißen nachzuahmen. „Die modernen weißen Amerikaner stehen auf der niedrigsten Zivilisationsstufe der ganzen Welt“, erklärte Robeson in aller Öffentlichkeit. „Leider versuchen die amerikanischen Neger immer wieder, die Weißen nachzuäffen, wenn dem nicht Einhalt geboten wird, kommen wir dahin, daß schon die nächste Generation der Neger minderwertig ist. Wir wollen nicht selbst unsere Rasse zerstören, die an Tradition und Kultur größer ist als die amerikanische. Ich will nicht versuchen, den Weißen ihr Vorurteil gegen die Neger auszureden, aber ich will meine schwarzen Brüder auf ihren eigenen Wert aufmerksam machen und sie von ihrem einfältigen Minderwertigkeitsgefühl heilen!“ Der rassebewußte Neger Robeson vergleicht Amerika mit dem Ägypten aus der biblischen Geschichte und sich selbst mit Moses, der dazu berufen ist, seine Rassegenossen in das gelobte Land zu führen. Bis zum Jahre 1938 will er sein Werk vollendet haben. Leider scheinen aber seine staunenden schwarzen Brüder selbst nicht allzu sehr von der Hochwertigkeit ihrer Rasse überzeugt zu sein, denn die Aufrufe des Negerführers stoßen auf recht wenig Verständnis und noch weniger Begeisterung.



Lustige Ecke



Die blaue Marke.



„Hören Sie, Anna — war während meiner Abwesenheit jemand hier?“

„Jawohl, Herr Meier, ein Postbeamter, der hat alle Möbel frankiert.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.